

Über den Autor:

Oliver Ménard wurde 1965 in Berlin geboren. Er studierte Regie und Dokumentarfilm in Madrid und New York, danach folgte ein Hochschulstudium der Germanistik und Publizistik in Deutschland. Er arbeitet seit über zwanzig Jahren als Fernsehjournalist und lebt heute in Berlin.

Oliver Ménard

FEDERSPIEL

Thriller

KNAUR 

Die Ereignisse und Charaktere in *Federspiel* sind frei erfunden.
Einige Schauplätze des Romans wurden ihren Vorbildern nachempfunden
oder sind im Sinne der Geschichte vom Autor verändert.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe September 2015

© 2015 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Jutta Ressel

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildungen: © Mark Fearon / Arcangel Images;

FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51656-0

2 4 5 3 1

Erster Teil
ASCHE

Die Nacht roch gut. Anders als all die Nächte zuvor. Er schloss die Augen und atmete die frische Luft ein. Er spürte, wie der Sauerstoff über das Blut in seine Muskeln gelangte. Es war einsam hier oben, auf dem Dach. Eine wolkenlose, kalte Herbstnacht in Berlin.

Er lehnte sich an einen Schornstein. Die kühlen Ziegel drückten gegen seine Schulterblätter. Das Sakko war zu dünn für diese Temperaturen. Aber er musste beweglich sein.

Er schob die Gummihandschuhe bis über die Ärmel seines Jacketts. Er überprüfte ihren Sitz ganz genau, zog an der Gummihaut, streckte dann die Finger und horchte auf das feine Knacken seiner Knöchel. Er lächelte.

Fast ein halbes Jahr lang hatte er sich vorbereitet. Zweifel oder Ängste, die ihm ohnehin fremd waren, würden ihn nicht aufhalten. In seinem Kopf war es schon längst geschehen. Er musste nur noch einen Knopf drücken, damit es auch in dieser Realität wahr wurde. Gleich war der Moment gekommen. Ein Augenblick noch.

Auf der Straße rumpelte ein Auto über das Kopfsteinpflaster. Geräusche von einem Fernseher drangen aus dem Mietshaus gegenüber. Eine kleine Gruppe Abendschüler diskutierte laut. Hunde bellten, Haustüren klappten. In diesem Viertel nahm das Leben keine Auszeit.

Er konzentrierte sich auf sein Atmen. Ein. Aus. Ein. Aus. Sein Atem durchschnitt die kalte Luft. Nebliger Rauch, der sich aus seiner Lunge wand, feine Schwaden, die zerfaserten

und in der Nacht verschwanden. Die Ruhe in ihm war absolut. Sein Geist war nur auf ein Ziel gerichtet. Es musste passieren. Es war unausweichlich und folgerichtig.

Eine Windböe fegte über das Dach, zerrte an seinem Jackett und zog hastig weiter über die Dächer Berlins.

All die Fenster und die Menschen dahinter. Träge Gesichter, die im bläulichen Licht flimmernder Fernsehbilder dahindämmerten. Sie waren nur Insekten. Die da unten ergötzen sich an den täglichen Katastrophen, während die wahre Bedrohung direkt über ihren Köpfen schwebte. Fast hätte er laut gelacht.

In der Dachgeschosswohnung unter ihm brannte eine kleine Lampe. Sie ließ das Licht immer an. Auch wenn sie schlief. Selbst wenn sie weg war. Es gab ihr ein Gefühl von Sicherheit. Ein törichter Selbstbetrug.

Er blickte durch die Glasscheibe der Luke und hauchte warme Luft gegen das Fenster. Sein Atem schlug sich auf der Scheibe nieder. Mit dem Finger zeichnete er ein Herz in das kondensierende Wasser.

Er erkundete ihr Schlafzimmer durch die Dachluke. Die schwache Lichtquelle reichte ihm dafür aus. Schon oft hatte er hier oben gestanden, aber heute war es etwas Besonderes. Die Strumpfhose hing über ihrem Stuhl. Aus einer geöffneten Schublade quoll ihre schwarze Unterwäsche. Die Stiefel lagen auf dem Boden. Er konnte ihr schweres, süßes Parfum fast riechen. Ihre Haut spüren.

»Ja«, flüsterte er, und sein Puls ging schneller.

Ihr Bett war noch so zerwühlt wie am Morgen. Er mochte ihr Schlafzimmer nicht. Er hatte hier zu viele fremde Männer beobachtet. Leptosome Muttersöhnchen, die bei ihr ein und aus gingen. Direkt vor seinen Augen. Es widerte ihn an.

Wenn sie mit einem Mann schlief, behielt sie komplett die Kontrolle. Sie bestimmte, wie weit es ging. Sie entschied, wann Schluss war.

Ihre Lustschreie waren kurz. Verhalten. Als würde sie sich dafür schämen. Wenn sie kam, warf sie ihren Kopf weit in den Nacken und hielt sich am Kopfende ihres Bettes fest, verkralte sich in den schmalen Holzstäben, aber nie an dem Körper des Mannes, der es ihr besorgte.

Sie suchte sich grundsätzlich nur zierliche Männer mit femininen Zügen aus. Und er wusste auch, warum. Wie könnte er das nicht wissen?

Monatelang hatte er sie beobachtet, ihre Post kontrolliert, ihre Briefe gelesen, sie durch die Dachluke betrachtet. Er wusste, welches Wasser sie gern trank, welches Make-up sie benutzte, welche Musik sie hörte, wie viel Zeit verging, bevor sie einschlief. Er kannte ihre Stimmungen. Er hatte sie lachen und weinen sehen. Er wusste, wer sie wirklich war.

Er war Perfektionist. Für sie nahm er sich viel Zeit. Sie hatte nicht weniger verdient. Nicht sie. Sie würde sein Meisterstück werden.

Der Kirchturm mit seiner alten Uhr ragte zwischen den Häusern auf der anderen Straßenseite hoch in den Himmel. Das Licht einer Supermarktreklame fiel auf das Ziffernblatt: zweiundzwanzig Uhr.

Gleich.

Der schwarze Nylonstrumpf in seiner Hand hatte kein Gewicht. Er zog ihn sich über den Kopf, zerrte am unteren Ende, strich ihn am Hals glatt und verschloss darüber den Kragen seines Hemdes. Mit der Zungenspitze berührte er den feinen Stoff. Sein zweites Gesicht.

Im Hof hörte er Schritte. Endlich. Das Klappern der Absätze,

der unruhige Gang – er würde ihn überall erkennen. Es waren ihre Schritte.

Er ging in die Knie und wischte über das kleine Herz auf der Dachluke. Keine Spuren.

Mit einer schnellen Bewegung zog er aus seiner schwarzen Ledertasche die Spritze hervor. Prüfend hielt er die Kanüle hoch. Die helle Flüssigkeit war selbst in der Dunkelheit noch gut zu erkennen. Er ließ den kleinen Glaskörper in der Innentasche seines Jacketts verschwinden und ertastete von außen die Konturen der Spritze.

Alles war gut.

Im Treppenhaus ging das Licht an, es reflektierte in den Fensterscheiben des gegenüberliegenden Hauses. Ihre Silhouette hob sich dunkel in den Fenstern ab. Stufe um Stufe kam sie herauf. Näher zu ihm. Der Stoff über seinem Glied spannte sich. Er ignorierte die Erektion. Die Schließgeräusche an der Tür unter ihm lösten eine warme Welle aus, die seinen ganzen Körper ergriff.

Endlich konnte er ihr Gesicht durch die Scheibe der Dachluke sehen. So nah.

»Wollen wir beginnen?«, flüsterte er.

Er klammerte sich mit einer Hand an den Mauersteinen des Schornsteins fest und zog seinen Oberkörper hastig zurück. Sie durfte ihn nicht sehen. Niemals.

Und tatsächlich. Sarah Wagner ahnte nichts von dem Mann, der über ihr, verborgen zwischen Schornsteinen und Hochantennen, auf sie wartete.

Die Einkaufstüten ließ Sarah im Flur fallen. Ihre Pumps schleuderte sie im Gehen von den Füßen; sie polterten gegen die Wand. Ihr Mantel segelte auf den Boden. Sarah war fertig. Komplette erledigt.

Im ovalen Spiegel im Flur prüfte sie ihr Aussehen. Ihre Augen waren glanzlos, sie sah übermüdet aus. Sarah richtete sich kurz die Haare. Der Friseur hatte meisterhaft gearbeitet. Das Dunkelblond war wunderbar gelungen, eine Spur von Weizen und Honig im Ton. Perfekt. Sie drehte den Kopf nach rechts, dann nach links und richtete noch eine lose Strähne, die ihr in die Stirn gefallen war. Sie fühlte sich zwar völlig erschöpft, aber gut sah sie immer noch aus.

Es war fünf Minuten nach zehn. Finsterste Nacht. Sarah lief ins Wohnzimmer und ließ sich auf ihr Sofa fallen. Die Fernbedienung lag zwischen zwei zerknautschten Kissen. Sie drückte eine Taste, und sofort erklang das sonore Brummen des Flatscreens an der Wand. Gleißendes Licht flutete den Raum und brannte ihr in den Augen. Sarah blinzelte und betrachtete sich selbst im Fernsehen.

Ihr Talk-Magazin war vor fünf Stunden aufgezeichnet worden. Wieder einmal war es um ein sehr bewegendes Thema gegangen. Ein kleines Promiluder hatte allen Ernstes behauptet, sie würde mit in saurer Milch aufgelösten Krokodilexkrementen verhüten. Vor viertausend Jahren hätten das schon die alten Ägypter so gemacht. Das bewegte die Menschen. Das wollten sie hören. Da war sich Sarah sicher.

»Talk nach zehn« stand in dicken, roten Buchstaben unter dem Senderlogo. Kein besonders origineller Name, aber es ging ja um den Inhalt. Natürlich wäre »Talk mit Sarah« ein deutlich besserer Titel gewesen. Aber die Produzenten weigerten sich hartnäckig, eine Personalisierung der Sendung zuzulassen. Natürlich wusste Sarah, dass schon die nächste, jüngere Frau in den Startlöchern stand, auf der Jagd nach der großen Fernsehkarriere. Das würde dann nur ein Namenschaos geben. Und so etwas wollte natürlich niemand.

Sie rappelte sich vom Sofa auf. Auf dem Fensterbrett standen eine Flasche italienisches Mineralwasser und ein benutztes Glas. Sie ging über die knarrenden Dielen, goss sich etwas ein und nahm einen tiefen Schluck. Die Mattscheibe ließ sie nicht aus den Augen.

Sarah verschränkte die Arme vor der Brust. Ihre Interviewfragen konnte sie fast lippensynchron mitsprechen. Die Welt, die sich ihr im Licht der Scheinwerfer zeigte, erschien ihr viel natürlicher als das echte Leben. Sie liebte ihren Job. Wenn sie ganz ehrlich war, hätte sie ihn auch für viel weniger Geld gemacht. Aber natürlich würde sie das keinem verraten.

Sie nickte der Sarah im Fernsehen zustimmend zu und ging in die Küche. Vor dem Kühlschrank hielt sie inne. Sarah spiegelte sich in der Scheibe des Küchenfensters. Sie drehte den Kopf, überprüfte noch einmal den Sitz ihrer Frisur und strich sich mit der flachen Hand über den Bauch. Sie hatte zugenommen, nur zwei Kilo. Aber es ärgerte sie. Der tägliche Stress und die Schokolade, die sie in sich hineingestopft hatte, ließen sich nicht verleugnen. Essen musste sie jetzt trotzdem, zumindest eine Kleinigkeit. Mit den wenigen Zutaten, die der Kühlschrank hergab, belegte sie sich ein Brot. Die vergammelte Milch im Seitenfach warf sie in ihre Designermülltonne.

Sarah biss von ihrem Brot ab und ging ins Bad. Sie drehte den Wasserhahn über der Wanne auf und hielt eine Hand prüfend unter den heißen Strahl. Dann bewegte sie den Armaturhebel bis zum Anschlag in den roten Bereich. Sie zog sich langsam aus.

Das Blinken des Anrufbeantworters im Schlafzimmer nebenan fiel ihr erst jetzt auf. Drei neue Nachrichten, zwei von ihrer Mutter. Sarah setzte sich nackt auf ihr Bett. Seitdem sie nicht mehr bei ihren Eltern in Brandenburg lebte, meldete sich ihre Mutter im Minutentakt bei ihr. Eigentlich merkwürdig. Als Sarah noch bei ihr gewohnt hatte, war das anders gewesen. Von der schweigsamen und zurückhaltenden Frau, die ihre Mutter einmal gewesen war, spürte sie heute nicht mehr viel. Was Sarah so aber besser gefiel.

Der Anrufbeantworter knisterte, als er die Nachrichten abspielte. Viel Bedeutsames hatte ihre Mutter nicht zu erzählen. Es ging wieder einmal um ihren Vater, der sich mit seinen nervenden Klienten im Ausland herumärgerte. Der typische Alltag eines Anwalts. In der zweiten Nachricht ging es um den Baum hinter dem Haus, den der Herbststurm zum Wanken gebracht hatte und der in ein Blumenbeet gekippt war. So sahen sie aus, die schrecklichen Probleme in einem Potsdamer Nobelviertel.

Die dritte Nachricht stammte von Tom. Er schwärmte in seiner vorsichtigen Art von der vergangenen Nacht mit ihr.

Das war das Schönste, was ich je erlebt habe, echt, flüsterte die Stimme aus der Maschine.

Es waren deutliche Worte über Liebe und große Gefühle; sie mussten Tom viel Überwindung gekostet haben. Sie kannten sich seit einem halben Jahr. Die erste gemeinsame Nacht hatte ihn so bewegt, dass er offenbar gleich eheähnliche Zustände

herbeisehnte. Heute Abend wollte er schon wieder bei ihr vorbeikommen.

Nein. Nicht heute. Vor allem nicht heute – an diesem Tag. Sie brauchte Abstand, zu viel Nähe bekam ihr nicht. Sie drückte den Knopf des Anrufbeantworters. Die Maschine war nun wieder bereit für neue Nachrichten.

Die Badewanne war halb voll. Sarah öffnete eine braune Glasflasche und tröpfelte ätherisches Lavendelöl ins Wasser. Es roch holzig, strohig; ein bisschen erinnerte sie der Duft an den Geruch frischer Leinentücher. Sie atmete tief ein, reckte sich und legte sich in die Wanne. Das einlaufende Wasser plätscherte laut über ihren Körper. Dampfschwaden stiegen auf. Sie badete grundsätzlich sehr heiß. Vielleicht, weil sie immer das Gefühl hatte, schmutzig zu sein. Sarah strich sich die Haarsträhnen aus dem Gesicht und tupfte mit einem Lappen den Schweiß von der Stirn. Dann drehte sie den Hahn zu und schloss die Augen.

Weit entfernt hörte sie das Geschrei eines Kindes, das wohl nicht ins Bett wollte. Der Kühlschrank in der Küche brummte. Die Uhr über dem Schreibtisch tickte. Sarah legte den Lappen über ihr Gesicht und atmete tief ein und aus.

Morgen wartete ein anstrengender Tag auf sie. Mehrere Klammottenproben vor laufender Kamera standen an, und eigentlich war es auch an der Zeit, sich die schnippische Maskenbildnerin vorzuknöpfen. Aber das war ja erst morgen, und wahrscheinlich würde ihr wieder der Mut dazu fehlen. Sie hasste Konfrontationen und ging ihnen gern aus dem Weg, auch wenn dies in ihrer Branche fast unmöglich war.

Das Badewasser reichte Sarah bis zum Kinn. Ihre Muskeln entspannten sich. Sie spürte, wie ihre Gedanken langsamer wurden. Das dumpfe Geräusch nahm sie nur unbewusst

wahr. Es war eines dieser beiläufigen Geräusche, das die Sinne nur nebensächlich ansprach. Es schien von oben zu kommen. Das war im Herbst nicht ungewöhnlich. Bei starken Winden knickten oft dünnere Äste vom Baum nebenan ab und fielen polternd aufs Dach.

Beunruhigend war nur, dass diesem Geräusch ein weiteres folgte.

Diesmal irgendwie näher.

Sarah öffnete unter dem Lappen die Augen und starrte in die Dunkelheit. Es kam aus dem Zimmer nebenan. Ein dumpfes Knarren, das normalerweise nur entstand, wenn jemand ganz langsam mit Gummisohlen über den Dielenboden ging. So langsam, wie sich nur jemand bewegte, der nicht gehört werden wollte.

Ein weiteres Knarren. Noch näher.

Sarah riss sich den Lappen vom Gesicht. Die Wohnungstür hatte sie verschlossen. Ihr Nachbar war im Urlaub, ihre Mutter zu Hause. Tom hatte keine Schlüssel. Es gab keine Erklärung. Keine, die sie beruhigen konnte.

Die Tür zum Badezimmer wurde knarrend geöffnet. Sarah spürte den kalten Lufthauch auf ihrem Gesicht. Sie wollte sich an der Kante der Badewanne hochziehen. Doch das ließ er nicht zu.

Der Mann mit der schwarzen Strumpfmaste.

Er umklammerte mit beiden Händen ihren Hals und drückte sie nach unten in die Wanne. Ihr Hinterkopf schlug gegen den Wannенrand. Sie schnappte nach Luft, zappelte hin und her und versuchte, seinen Griff zu lockern. Seine Finger steckten in hautfarbenen Gummihandschuhen, wie sie Sarah von den Putzfrauen im Sender kannte. Sie riss an den Ärmeln des Mannes, verkrallte sich im Stoff seines Sakkos und zerrte

daran. Vergeblich. Seine Hände lagen starr wie eine Stahlmanschette um ihren Hals.

Er musste ein Einbrecher sein. Erst vergangene Woche war die Tür im Nachbarhaus aufgebrochen worden. Aber das Licht in ihrer Wohnung musste er doch gesehen haben. Das alles ergab keinen Sinn.

Sein Gesicht unter dem Nylonstrumpf war verzerrt, sein Mund unnatürlich weit aufgerissen. Sarah suchte seine Augen. Sie lagen wie schwarze Löcher hinter der Strumpfmaste. Er hielt sie reglos in dieser Position fest, als würde er sich diesen Moment für alle Ewigkeit einprägen wollen.

Sarah spürte den Lappen zwischen ihren Zehen. Das Wasser war lauwarm. Die Emaillewanne drückte hart gegen ihren Rücken. Sie roch den Schweiß des Mannes. Sein warmer Atem schlug ihr ins Gesicht.

Der Mann mit der Strumpfmaste lockerte seinen Griff. Ihr Herz raste. Jetzt musste sie reagieren. Sie riss den Mund auf. Sie wollte um Hilfe schreien. Das Fenster im Badezimmer war gekippt. Irgendjemand da draußen würde sie hören.

Sie schrie, doch nur rauhe, hilflose Laute kamen über ihre Lippen. Sie schlug mit den Armen wild um sich. Mit ihren Beinen suchte sie nach Halt, verkantete sich mit den Füßen am Wasserhahn, wand sich nach rechts und nach links und versuchte so, sich aus der Umklammerung zu lösen. Vergeblich.

Das Wasser schlug über den Badewannenrand und spritzte auf den Mann mit der Maske. Sarah hörte sein schweres Atmen. Der Druck an ihrem Hals nahm wieder zu. Ihr Kehlkopf knackte leise, als er ihn mit seinen Händen zusammenpresste. Sie wurde nach unten auf den Badewannenboden gedrückt. Das Wasser schlug über ihrem Kopf zusammen. Es

klatschte gegen ihre Ohren, drang in ihren Mund ein, in ihre Augen. Vor ihren Pupillen tanzten schwarze Flecken auf und ab. Ihr war schwindelig. Sie klammerte sich an den Ärmeln des Mannes fest, wollte sich daran hochziehen – und erkannte im nächsten Moment, dass ihr Widerstand zwecklos war. Sie ließ den Stoff los, ließ zu, dass ihre Arme auf den Badewannenboden sanken. Um sie herum wurde es still. Der Kopf des Mannes sah durch das Wasser eigentümlich verzerrt aus – wie ein schwarzer Fleck, der näher kam und sich nach allen Seiten ausdehnte.

Dann verlor sie das Bewusstsein.

Zehn Minuten. Nicht mehr. Zehn Minuten, in denen sie die Kontrolle über ihren Körper komplett verloren hatte.

Ihre Augenlider flatterten, als sie langsam aus der Ohnmacht erwachte.

In ihrem Mund steckte ein Knebel. Er presste ihre Zunge gegen den Gaumen. Sie wollte sprechen, schreien, doch mehr als ein Gurgeln brachte sie nicht heraus.

Sie lag nackt auf ihrem Bett.

Ihre Arme und Beine waren jeweils mit ummantelten Drahtschlingen an den Bettpfosten befestigt.

Sie lag auf einer Plastikfolie.

Und vor ihr stand der Mann mit der schwarzen Strumpfmassage.

Er hielt die Arme vor seiner Brust verschränkt und betrachtete sein Werk.

Sarah war kalt. Sie zitterte. Das war nur ein Traum, den sie durchlebte. Morgen wäre alles vergessen. Sie wollte es glauben. Doch im hölzernen Spiegel vor ihrem Bett sah sie ihren nackten, weit gespreizten Körper wie in einem obszönen

Bild, das der Mann mit der Strumpfmaske gemalt hatte. Das alles geschah wirklich. In ihrer Wohnung. In ihrem Leben.

Der Mann nahm eine Spritze aus seiner Sakkotasche, setzte die Nadel mit einem kurzen Stich in ihrer Armbeuge an und drückte mit seinem Daumen den weißen Stempel in den Kolben.

Sarah spürte den Druck. Sie riss an den Drahtschlingen, sie bäumte sich auf. Doch da war der Inhalt der Kanüle schon längst in ihren Blutbahnen unterwegs.

Der Mann steckte ihr vorsichtig zwei Finger in den Mund, eine fast schon zärtliche Geste. Mit einer schnellen Bewegung zog er den Knebel heraus und streichelte ihr Kinn. Es war diese eine Berührung, die Sarah erneut an den Schlingen zerren ließ. Sie musste weg von diesem Irren, sich mit aller Gewalt irgendwie befreien. Mit den Beinen um sich treten. Ihrem Angreifer das Gesicht zerkratzen.

Doch nichts geschah.

Saraha's Arme hingen schlaff in den Schlingen. Ihre Beine rührten sich nicht. Sie wollte schreien. Ihr Mund war geöffnet. Mit ihrer Zunge versuchte sie, die Luft zum Vibrieren zu bringen, Worte zu bilden, doch mehr als ein Zittern der Lippen brachte sie nicht zustande. Ihr Schrei raste ungehört durch ihren Körper.

Eine Träne lief ihr übers Gesicht, verschwand an ihrem Hals und tropfte auf die Plastikfolie. Sie war völlig hilflos.

Der Mann mit der Strumpfmaske hatte sie stumm beobachtet. Nun setzte er sich auf die Bettkante und strich mit seinen behandschuhten Fingern über ihren Hals, dort, wo ihre Träne eine feuchte Bahn hinterlassen hatte.

Er folgte dem Verlauf mit dem Zeigefinger. Sarah empfand die Berührung seiner Hand wie die Spitze eines Messers, das

über ihre Haut gezogen wurde. Der Mann legte seinen Zeigefinger auf ihre Lippen.

»Pst ... reg dich nicht auf. Entspann dich. Alles andere ist sowieso sinnlos«, flüsterte er.

Seine Stimme klang beruhigend, als ob er einem kleinen Kind Mut machen wollte. Er strich über ihr Haar, über ihre Stirn.

»Du bist intelligent. Du weißt doch, dass unausweichlich ist, was nun kommt. Das war es schon immer.«

Die Stimme klang auf irritierende Weise angenehm. Sie war dunkel. Wie eine gehauchte Melodie in C-Dur. Doch die langen Pausen zwischen seinen Sätzen nahm Sarah als bedrohlichen Unterton wahr.

»Als kleines Mädchen hast du geglaubt, dass nur bösen Menschen schlimme Dinge passieren. Das hast du geglaubt damals. Nicht wahr?«

Seine Stimme, seine Bewegungen. In ihnen lag etwas Vertrautes. Sie begegneten sich nicht zum ersten Mal. Sarah war sich sicher.

Der Mann mit der Strumpfmaske stand auf.

Neben dem Bett lag eine kleine schwarze Ledertasche. Er legte behutsam die Schlaufen zur Seite, um am Reißverschluss zu ziehen. Mit beiden Händen griff er hinein. Es raschelte. Eine undefinierte weiße Masse quoll aus den Fäusten des Mannes. Er näherte sich Sarah, beugte sich über sie und streckte die Finger aus. Wie Schnee rieselte etwas auf ihren nackten Körper hernieder.

Es waren Federn.

Weißer Federn.

Und endlich hatte Sarah verstanden. Ein Alptraum war zurückgekehrt. Sie wollte schreien, sie sehnte sich nach einem erlösenden, langen Schrei. Doch ihr Körper war betäubt.

Der Mann mit der Maske steckte ihr einige der langen, festen Federkiele ins Haar und bettete Sarahs Kopf vorsichtig auf ein Kissen. Er begutachtete sein Werk. Er schien zufrieden zu sein. Über Sarahs Gesicht liefen Tränen. Sie füllten ihre Augen, bis alles vor ihr verschwamm.

Das Lächeln hinter der Strumpfmaske zeugte von Mitleid.

»Du hast dich geirrt, Sarah. Auch guten Menschen können böse Dinge passieren.«

Dann begann er.

Sie war zweifelsohne intelligent. Nicht diese plumpe Intelligenz, die einen Menschen in die Lage versetzt, Zahlenkombinationen sinnvoll zu ergänzen oder trigonometrische Funktionen bis ins letzte Detail zu bestimmen. Ihre Intelligenz war gefährlich. Sie sah in ein fremdes Gesicht und kannte die ganze Geschichte dieses Menschen. Die Ängste. Die Hoffnungen.

Vielleicht hätte jemand anders diese Art Intelligenz als friedensstiftende Gabe verstanden. In Christine Lenèves Händen war sie jedoch eine Waffe. Ein Skalpell, das sie in ihrem journalistischen Alltag millimetergenau einzusetzen vermochte. Vor allem unter männlichen Kollegen hatte Christine sich den Ruf einer unberechenbaren und kompromisslosen Frau erarbeitet. Ihr Gespür war untrüglich. Wo andere aufgaben, kam sie zum Ziel. Wo die anderen nichts sahen, entdeckte sie Intrigen und Verschwörungen.

Sie hatte korrupte Politiker im EU-Parlament zu Fall gebracht, Verstrickungen zwischen Pharmakonzernen und deutschen Drogenkartellen aufgedeckt und sogar einen Serienmörder gestellt. Christine lebte für diese Geschichten. Sie war berüchtigt. Sie war voller Leidenschaft. Sie war nicht gern allein.

Vielleicht kam sie deshalb hierher ins *Casa Molino*. Im schummrigen Licht des Restaurants fühlte sie sich wohl. Sie lief gern über das alte, knarrende Parkett und atmete den Duft von frischem Teig ein, der aus der Küche drang. Ob-

wohl sie schon oft hier gewesen war, staunte sie jedes Mal wieder über die Glasamphoren auf den Fensterbrettern, die der italienische Hausherr mit Hunderten Korken gefüllt hatte. Eines Tages würde sie sie zählen. Das hatte sie sich vorgenommen.

Und dann war da noch Luigi. Ihr Luigi.

Eine halbe Stunde lang ließ sie sich von ihm ausgiebig beraten und diverse Weine vor ihrem Tisch auffahren und entkorken. Nach der Beratung entschied sie sich für einen zwanzig Jahre alten, sehr teuren Bordeaux Supérieur. Christine lehnte sich zurück und genoss Luigis bangen Blick, während sie den Wein mit einer gehörigen Portion Skepsis im Glas kreisen ließ. Nach dem ersten Schluck griff sie in das Wasserglas auf ihrem Tisch, um den guten Tropfen mit ein paar Eiswürfeln abzukühlen. Luigi ließ sie dabei nicht aus den Augen. Die Eisbrocken klirrten im Weinglas, während sich der kleine Italiener die Hände vor die Stirn schlug und wie eine zornige Stubenfliege vor sich hin brummte. Christine zerknackte einen Eiswürfel mit den Backenzähnen und strahlte Luigi an. Er reagierte auf das Geräusch mit einem wütenden Schnaufen, fuhr sich durch die pomadisierten Haare und verschwand in der Küche.

Es war ein gutes Spiel. Gut genug. Es verlangte Technik und Feingefühl.

Christine praktizierte dieses Spiel seit drei Jahren. Zweimal die Woche öffnete sie die Holztür des Restaurants, nahm ihren Lieblingsplatz unter dem »Dynamismus eines Radfahrers« ein, einem uneleganten Replikat von Umberto Boccioni, und freute sich im Kerzenschein auf Luigi.

Als er einmal wegen einer Nierensteinoperation für mehrere Wochen ins Krankenhaus musste, war sie besorgt gewesen.

Das *Casa Molino* ohne Luigi passte nicht in ihre liebgewonnene Welt der Rituale und Gewohnheiten. Jeden Tag hatte sie ihr Gesicht an die Fensterscheiben des Restaurants gepresst, um nach Luigi zu spähen. Und wie groß war ihre Erleichterung gewesen, als sie ihn endlich wieder zwischen all den alten Holztischen herumgleiten sah, als hätte er sich Fettstreifen unter die Lackschuhe montiert.

Alles war wieder beim Alten. Welch ein Glück.

Christine brauchte diese Momente von Beständigkeit in ihrem Leben, doch das würde sie Luigi nie verraten. Ihr Spiel würde dadurch nur komplizierter, und genau das wollte sie vermeiden.

Christine lehnte sich auf dem Holzstuhl zurück. Ihre Stirn schmerzte noch immer. Sie strich über den verkrusteten Schnitt an ihrer Schläfe und ertastete die feine Schorfspur. Die Erinnerungen an ihren letzten Auftrag in Verona ließen sie nicht los. Sie hatte die Messerattacke eines gesuchten Frauenmörders nur knapp überlebt, und das alles bloß für ihre Zeitungs-Story. Fast wäre sie zu weit gegangen. Wieder einmal. Sie seufzte leise. Ihr Gesicht spiegelte sich in dem blank polierten Suppenlöffel, der vor ihr auf dem Tisch lag. Sie schützelte ihr Haar. Die Strähnen verdeckten die schmale Wunde: ein roter Strich. Gut.

Am Nachbartisch saß ein Paar, beide um die vierzig. Ein dünner, hagerer Mann und seine wohlbeleibte Gespielin. Die Frau hatte die Schinkenröllchen mit überbackenem Fetakäse, das Ofenschnitzel alla Bolognese und den Thunfischsalat wie einen Altar vor sich aufgebaut. Zumindest wirkte es so auf Christine. Umso erstaunter war sie, als die Frau sämtliche Teller zur Seite schob und mit ihren lackierten Fingernägeln über den Handrücken ihres Begleiters strich. Christine be-

obachtete, wie sich der Hagere der Berührung hingab. Die beiden blickten sich in die Augen und küssten sich.

Christine schaute aus dem Fenster in die Dunkelheit. Der Herbst fegte die Blätter durch die Straßen Berlins und rüttelte an den Hochantennen. Wintermäntel wurden wieder aus den hintersten Ecken der Kleiderschränke herausgekramt. Fast in allen Wohnungen brannten die Lichter. Familien und Freunde kamen zusammen. Die Türen wurden von innen verschlossen.

Christine nippte an ihrem Rotwein und verschluckte sich fast, als ihr Handy klingelte. Sie erwartete keinen Anruf, nicht so spät. Sie klappte ihr Handy auf. Die Nummer auf dem Display war ihr nicht bekannt. »Ja? Wer ist da?«

»Spreche ich mit Christine Lenève? Sind Sie allein?«

Die Stimme am anderen Ende klang weit entfernt. Es rauschte in der Leitung. Christine war sich allerdings sicher, dass die Stimme einem älteren Mann gehörte. »Wer ist denn da?«

»Ich bin Ralf Breinert.« Ein Räuspern war zu hören. »Sie wissen schon, oder ...?«

Christine stutzte und startete ihr Handy an. Ralf Breinert war der Chefredakteur eines Berliner Fernsehsenders. Ein unangenehmer Typ, der ausschließlich Journalisten einstellte, die ihm zutiefst ergeben waren und die aus karrieretechnischen Gründen die Darmwindungen ihres Vorgesetzten liebkosten. Ekelhaft und doch ganz alltäglich.

»Ach, Sie sind Breinert? Können Sie das beweisen?«

Einen Moment lang herrschte Stille am anderen Ende der Leitung, dann sagte der Mann: »Die Geschichten von Ihrer unerträglichen Arroganz scheinen wohl zu stimmen. Na, vielleicht trifft dann ja auch der Rest zu. Ich würde es begrüßen.«

»Woher haben Sie meine Nummer, und was wollen Sie von mir?«

Die Stimme am anderen Ende schwieg. Was Christine nervte. Sie betrachtete die futuristischen Farbspielereien des Bildes an der Wand und wischte mit dem Zeigefinger die Reste eines Spinnennetzes weg, das am Rahmen hing.

Vom anderen Ende der Leitung kam ein Seufzen. »Wenn Sie Lust auf einen Job haben, dann kommen Sie morgen um zehn in meinen Sender. Und ich meine Punkt zehn. Nicht früher. Nicht später.«

Christine presste den Hörer an ihr Ohr, bis es ihr weh tat.

»Um zehn? Ach, das passt mir ja eigentlich gar nicht. Da frühstücke ich immer, und darauf verzichte ich wirklich ungern.«

Der Mann ließ sich Zeit.

»Um Punkt zehn. In meinem Büro. Ich habe hier etwas, das Sie interessieren wird. Glauben Sie mir.«

Bevor Christine noch etwas erwidern konnte, hatte er aufgelegt. Sie klappte ihr Handy zu.

Sie hatte viele Gerüchte und Mutmaßungen über Breinert gehört. Er war politisch ein erklärter Rechtsaußenspieler. Ein Steinbeißer. Einer, der Dokumentationen über den Zweiten Weltkrieg liebte und in seinem Hobbykeller ein Waffenarsenal hortete. Warum er ausgerechnet ihr einen Job anbot, war ihr ein Rätsel.

Am Nachbartisch knallte eine Gabel auf den Teller. Christine zuckte zusammen. Es war die Dicke. Sie japste nach Luft, hustete und zitterte am ganzen Körper. Ihr Begleiter unternahm einen verzweifelten Rettungsversuch. Er sprang vom Stuhl auf und trommelte mit beiden Händen auf dem Rücken der Frau herum. Das animierte sie aber nur zu einem noch stärkeren Hustenanfall. Ihr ganzer Körper wurde in Zuckun-

gen versetzt. Sie klammerte sich mit den Fingern an der Tischkante fest und japste nach Luft.

Luigi huschte mit einer riesigen Serviette heran, in die die Frau einen Moment später abstrakte Muster hineinwürgte.

So wäre es wahrscheinlich ewig weitergegangen. Christine nickte dem verzweifelten Luigi zu. Sie fingerte die zusammengeschrumpften Eiswürfel aus ihrem Glas und schob sie ihrer Tischnachbarin ins Kleid. Die Frau erstarrte. Der unappetitliche Schwall aus ihrem Mund versiegte, und sie sackte erschlafft in ihrem Stuhl zusammen.

Christine war mit dem Ergebnis zufrieden. »Schocktherapie. Wirkt immer. Hat mir mein Vater beigebracht.« Sie kramte ein paar zerknüllte Scheine aus ihrer Lederjacke und entschied sich für ein großzügiges Trinkgeld. Das war sie Luigi schuldig. Zweimal trommelte sie mit ihren Fingern gegen das Weinglas, wie sie es immer tat, wenn sie sich verabschiedete. Beim Hinausgehen hörte sie Luigis Stimme.

»Zum Verrücktwerden, diese Frau, einfach nur zum Verrücktwerden.«

Christine blickte die Straße hinunter. Der Herbstwind wehte ihr ins Gesicht. Die Straßenlaternen gingen an. Sie dachte an ihre leere Wohnung und machte sich auf den Weg.